

(Nachdruck verboten.)

28]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Endlich, mit einem heftigen Ruck, kehrte er sich ab von dem Schauspiel, das ihn festhielt und ihn folterte, und ging und half mit beim Aufrichten des Lokomobils. Als das mit schwerer Mühe vollbracht war, und Anton die Ansicht äußerte, „die Maschin“ sei, Gott Lob! ohne Schaden davongekommen und könne gleich wieder in Gang gebracht werden, schüttelte Pabel den Kopf, und auf die das Schieberventil führende Stange deutend, sprach er:

„Wird schwerlich gehen. Seht Ihr nicht, daß das Stangel verbogen ist?“

Der Schmied schüttelte auch den Kopf, zog den von einem spärlichen, staubfarbigen Hartgestrüpp umwachsenen Mund verächtlich in die Breite und antwortete, wenn was verbogen sei, werde er's „schon sehen“, und wenn was fehle, werde er's „schon machen“.

Nun entrichtete Pabel seine bisher noch unbestellte Botenschaft des Försters an den Bürgermeister und ging dann zurück in den Wald, wo er über seine Arbeit herfiel wie der Löwe über seine Beute. So oft er die Sacke hob und niederlassen ließ, war es, als ob er seine ganze Kraft sammeln und in einem Hiebe ausgeben wollte. Die Holzhauer vom Fache stellten wiederholt die eigene Tätigkeit ein, um der dieses Dilettanten mit spöttischer Mißgunst zuzusehen. Der Führer der „Partie“, in die Pabel eingereiht worden, der rohe Hanusch, machte ihm die Bemerkung: „Zerreiß dich, wenn's dich freut, deswegen kriegst um keinen Kreuzer mehr bezahlt als ein anderer.“

Indessen war es doch nicht lauter Unzufriedenheit, die er erweckte. Am Ende der Woche, da er mit seinen Genossen zur Auszahlung zum Förster kam, hatte dieser ein paar freundliche Worte für ihn, trug auch dem Heger auf, den arbeitswütigen Kerl im Auge zu behalten und ihm bei nächster Gelegenheit den Vorzug vor allen übrigen Tagelöhnern zu geben.

Wald darauf, am 1. September, dem Tage des heiligen Megidius, feierte die Kirche in Soleschau ihr Fest.

Alles war, wie es immer gewesen. Die Marktbuden standen auf den gewohnten Plätzen; die ganze Einwohnerschaft des Dorfes versammelte sich auf der Wiese zwischen der großen Küster und dem Garten des Herrn Pfarrers. Die Frau Baronin, die sonst in jedem Wetter fein demütig zu Fuß zur Kirche huschte und wackelte, kam heute die fünfhundert Schritte vom Schlosse her gefahren, in höchster Stättlichkeit und Parade. Die gurkenförmigen Schimmel in schweren, mit Silber beschlagenen Geschirren. Jakob und Matthias auf dem Boock, an Rieseneremplare der Libreraupe gemahnend, in blauen Fräcken mit gelben Rängslinien über dem Rücken, mit gelben Westen und Aufschlägen. Und im weitläufigen „Schwimmer“ die kleine, alte, halbblinde Frau, die nach links und rechts grüßte auf gut Glück, und manchem ihr unerschämte ins Gesicht starrenden Grobian mit freundlichem Kopfnicken dankte und manchen ehrerbietigen Gruß unerwidert ließ, vor der Kirche angelangt, stieg sie aus und geriet in ein großes Gedränge, in dem sie sich ungemein tapfer hielt, wie immer, — alles wie immer.

Sie hörte jeden Klagen, jeden Heischen an, sie schrak vor keinem noch so bedenklichen Handfuß zurück, kein Bittender ging leer aus, im schlimmsten Falle gab's eine schlagfertige Antwort, und für die, die nichts wollten, als ihren Respekt bezeugen, einen Scherz, eine teilnehmende Erkundigung, die allerdings nicht immer an die rechte Adresse kam. Eine Unverheiratete wurde nach ihrem Kinde gefragt, ein junger Ehemann nach seinem Schatz, — aber das schadete nicht, erhöhte nur die fröhliche Stimmung, die sich unerbittlich äußern durfte. Die Gutsfrau liebte den Spaß und verzieh ihn, sogar wenn er auf ihre Kosten ging, weil sie sich im Grunde von den Leuten hochgeschätzt wußte, — und das war ihre Stärke. Die Gutsfrau zweifelte nicht, daß die Leute sie betrogen und bestahlen, wo sie konnten, verzieh ihnen

aber auch die Unredlichkeit, weil sie sich von ihnen geliebt wußte, — und das war ihre Schwäche.

Das erste Läuten erscholl, der Pfarrer erschien an der Kirchentür in einer Wolke von Weihrauch, umringt von drei Assistenten; heute wurde die Messe, wie Jakob sich kutschermäßig ausdrückte, „vierspännig“ gelesen.

„Weicht aus,“ rief die Baronin in die Menge; „laßt mich zur Kirche gehen, ich muß ja für Euch beten.“

„Wir tun's für Euer Gnaden, — unsere Schuldigkeit, freierliche Gnaden,“ sprachen die Leute und gaben Raum, und die alte Frau ging auf den Geistlichen zu, der ihr das Weihwasser reichete, bekreuzte sich andächtig und verschwand in ihrem Oratorium.

Alles wie immer. Außergewöhnlich war nur die Schönheit des Tages, an dem auch der verbissenste Wetterkritiker nichts auszusagen gefunden hätte. Ein grüner Herbst war dem feuchten Sommer gefolgt, ein sonniger Herbst, der die reiche Ernte auf Feldern und Wiesen gemächlich und ohne Hindernis hereinzubringen gestattete. Alle Besitzenden waren in der besten Laune, die sich auf dem Markt in reger Kauflust äußerte; Frauen und Männer standen an den Buden, prüften die Ware, feilschten sie an; abgeschlossen sollte der Handel nach der Messe werden.

Zweites Läuten. Hohe Zeit auch für die minder Andächtigen, sich in das schon halb gefüllte Gotteshaus zu begeben. Der Zug der Kirchgänger wird dichter, die Männer schreiten vorbei am Pfarrersgarten, an dessen Einfassung wie vor sieben Jahren Pabel lehnt. Damals ein verwahrloster, zerklumpter Junge, heute ein gedrungener, kraftstrotzender Bursche, dessen Kleidung sich von der andern nur dadurch unterscheidet, daß sie besser sitzt und sorgfältiger gehalten ist.

Nach den Männern kamen die Frauen. Pabel fühlte es in jedem Nerv, in jedem Blutstropfen — nun kamen die Frauen.

Er lehnte sich zurück an die Stakete, kreuzte die Beine und nahm eine gleichgültige Miene an. Was kümmerten ihn die an der Spitze gingen, die Mädel? Er hatte mit keiner etwas zu tun, hatte vielmehr für jede einzelne mehr Geringschätzung, als sie alle zusammen ihm gegenüber aufbrachten, die armen Gänse. Nach den Mädeln kommen die Frauen, die jungen zuerst und unter ihnen die eine . . . die eine, deren Namen er nie mehr aussprechen, für die er blind und stumm sein will von jetzt an bis zu seiner letzten Stunde. Was durch ihn für sie geschehen war, hatte er nie erwogen, nie überlegt; es war eben getan worden, werkeugmäßig, unter einem übermächtigen Zwang, ohne klares Bewußtsein, ohne den Gedanken an ein Verdienst von seiner Seite, an eine Verpflichtung von der ihren.

Neulich aber, im Wirtshausgarten, als sie ihn angeklagt und beschimpft, da schwand das Dämmern, da schiedenes Licht und Schatten sich grell, da sagte er sich, was er alles für sie getan hatte . . . Unerhörtes, Ungeheures — und sie? Er rechnete zum ersten Male und schloß auch gleich die Rechnung ab. Es ist aus zwischen ihm und ihr, sie lebt für ihn nicht mehr . . . Und dennoch fühlte er ihr Nahen! . . . Warum fühlt er's, wenn es aus ist? . . . Er warf den Kopf zurück und hob den Blick empor zum höchsten Wipfel der Küster und sah dort oben etwas, das seine Aufmerksamkeit fesselte. Inmitten der grünen Zweige, der Blätterunendlichkeit einen großen, himmelan ragenden, abgestorbenen Ast. — Der Anblick griff ihm ins Herz, als ob er an dem blühenden Leib eines geliebten Wesens das Zeichen schweren Siechtums entdeckte hätte.

Wipfeldürr der herrliche Baum! —

„Pabel, Pabel, hör mich an!“ sprach eine wohlbekanntes Stimme, und er erzitterte, er fürchtete sich — vor sich. Wird es ihn wieder überkommen, das entsetzliche Gefühl, werden sie ihn wieder packen die feurigen Krallen, ihm die Brust zusammenpressen und ihm den Atem rauben?

Winka wiederholte: „Pabel, hör mich an . . . ich habe Dir unrecht getan, verzeihe mir.“ Sie sagte es freundlich, demütig, sie stand da und leistete Abbitte in Gegenwart aller, die mit ihr zugleich gekommen waren, und unter denen niemand dem kleinen Auftritt eine so neugierige Aufmerksamkeit schenkte, als ein blondes, schlankes Kind, ein halbes

Fremdling im Orte, eine Erscheinung von solcher Dieblichkeit, daß sie sogar in diesem bedeutungsvollen Augenblick Pabel auffiel. „Dich sollte ich kennen,“ dachte er, und er kannte sie wirklich, er besann sich dessen; es war dieselbe, die dereinst, als er aufs Gericht geführt worden, das bitterste Hohnwort für ihn gefunden und den Stein geschleudert hatte, der jetzt unter seiner Türschwelle vergraben lag. Seit Jahren hatte man sie im Dorfe nicht mehr gesehen, sie sei im Dienste in der Stadt, hieß es, und nun war sie heimgekehrt und war schön wie die Madonna auf dem Altarbild. Pabel blickte abwechselnd sie an und Binska, und eine so ruhig wie die andere. O Wunder, o Glück, o Sieg! Keinen befreiten Gefangenen, keinen von schwerer Krankheit Genesenen hat er Ursache zu beneiden. Er ist geheilt von der Krankheit dieser Liebe, er ist befreit von den Fesseln, die er gehaßt hatte, — er ist gesund und frei.

„Verzeihe mir,“ hat Binska von neuem, und er mit wonnig genossener Gelassenheit erwiderte:

„Daß gut sein, die Zeit ist vorbei, in der ich mir so was zu Herzen genommen hatt.“

Sie errötete, biß sich auf die Lippen und setzte ihren Weg weiter fort. Sie ging verwirrt mit der beschämenden Empfindung, daß ihr eine Nacht geraubt worden war, die sie für unverlierbar gehalten hatte. Die Feine, die Blonde folgte ihr. Pabel aber stemmte beide Hände in die Seiten, wiegte sich übermütig in den Hüften und sprach vor sich hin:

„Die Weiber, psui, zu nichts gut, als zum Schlechten!“
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Moslim.

Von Roda Roda.

(Schluß.)

Der Hadji wiegte den Kopf, nahm meine Hand in seine Greifenhand und führte mich von dannen.

Aufs Telegraphenamt. Stundenlang sahen wir da und warteten. Der Abend sank. Vom serbischen, vom katholischen Kirchturn schlug es sieben — vom Minare der Ahmed-Djami rief der Muesin zum vierten Gebet:

Allahu elber, Allahu elber.

Sichhedu enla — illahe — il — lallah . . .

„Ja,“ sagte der Hadji, „eilet zum Gebet, eilet zur Freude!“

Und jetzt zeigt man dem armen Kerl sein Schicksal an. — Stand auf und schritt langsam davon in die Moschee.

Und während der Alte drüben betete, hörte man eine leise Zither kimpfern — aus dem Café Austria. Es ist ein hübscher Garten vor dem Café, alte Kastanienbäume. In einem runden Tisch saßen drei Fremde, der Zitherpieler unter ihnen. Um die Fremden ein paar Kleinbürger — Desterreicher, Ungarn: der Herrenmodehändler Neumann — Géza Walzer, Braumeister — der Nähmaschinenagent und noch ein paar. Da hatte der Zitherpieler gestimmt und intonierte. Zuerst einen Marsch — einen Walzer aus dem Zigeunerbaron — wieder einen Marsch . . . Als der Hadji aus der Moschee zurückkam, war die Gesellschaft schon beim Singen:

„Kinder, wer la Geld, der bleibt z' Haus!
Heut komm i ercht morgen fruah nach Haus!
Heut muß i an Schampus ham,
Oder i hau alles z'samm,
Oder i reiß der Welt a Hagen aus.“

Der Alte setzte sich neben mich und blickte hinüber.

„Weißt Du, wer da spielt?“ fragte er. „Das ist der Scharfrichter. Wenn er müd' ist b'm Spielen, werden sie trinken, und er und seine Gehilfen werden den Desterreichern Geschichten erzählen. Von früheren Hinrichtungen, weißt Du.“

Da kam ein Herr des Weges, erkannte mich im Dunkel und rief mich an:

„Na, gehen Sie nicht zum Abendessen? Wir haben einen Weg.“ — Der französische Professor vom Gymnasium.

Der Hadji verstand nicht, was der Professor gesagt hatte, erriet es aber.

„Geh!“ sagte er. „Wenn eine Nachricht kommt, ich werde Dich rufen lassen.“

Ich ging mit dem Professor — er fing sofort von dem Ereignis des Tages an:

„Sie werden natürlich dabei sein? Haben Sie schon eine Karte? Ich will Ihnen gern eine verschaffen — übrigens gibt Ihnen der Präsident ohne weiteres eine O, es ist ein unglaublich in ereffantes Erlebnis. Mich regt es immer furchtbar auf. Eine entsehlliche — und wenn Sie wollen — in ihrer Art schöne Sache das. Interessanter denke ich mir natürlich eine Hinrichtung durch Erschießen und am graufigsten durch das Weil. Ich habe schon neun Hinrichtungen gesehen — denken Sie sich: in Agram einmal drei in derselben Stunde — die Stenjeweyer Raubmörder.“ Er erzählte mir

auf dem ganzen Wege von diesen dreien. „Der letzte, ein junger Bursche, hat unter dem Galgen eine Art Predigt gehalten — gegen die glaubensfreie Schule, die wäre schuld an seinem Unglück — und hat zur Anbetung des heiligen Antonius aufgefordert. Widerlich, sag ich Ihnen. Der Gefängnisgeistliche hatte dem armen Kerl die Predigt Wort für Wort aufgesetzt und souffierte ihm.“

Weit aus dem Dunkel hinter mir rief eine Stimme meinen Namen. Ebdhem-Beg. Ich eilte zurück. Im Telegraphenamt stand der Alte und hatte die Hände zitternd auf den Schalter gestützt.

„Eben fertigen sie's aus, Effendim: daß der Kaiser keine Gnade gibt.“

Der Morseapparat furrte noch und tippte. Nach einer endlosen Minute reichte mir der Beamte die Depesche:

„An den Vorstand der Mohammedanischen Bakufkommission in Dieli-Scheher, Hadji Hafis Schemssi-Beg Nagibbegowitsch.“

Seine Majestät haben allergnädigt geruht . . . usw. usw. Ein langer Satz. Ich sah nur das letzte Wort: . . . abzulehnen.“ — Im Café Austria spielte man:

„Das Drahn, das is mein Leben —
Kanns denn was schöners geben . . .?“

Die Nacht berging mir peinlich mit blödem Lesen und nervösem Rauchen. Erst am Morgen, als Ebdhem an mein Fenster pochte, war ich eingeschlafen.

„Komm rasch, Effendim, mein Vater ruft dich.“

Vor der Tür wartete schon der Hadji und schritt wortlos voran — der Pilgerstab schlug taktmäßig auf das Pflaster — schritt wortlos voran in die tauige Stille. Der Alte klopfte an ein Türchen des Gefängnishofes, ein Wächter öffnete. Stumm wies der Alte ein Billett vor, es war wohl ein Erlaubnischein.

Da führte uns der Wächter quer über den Hof und nur mehr ein paar Stufen empor in eine Zelle. Eine lange, helle Stube — Tür und Fenster standen weit offen. Am Fenster und an der Tür je ein Soldat — Gewehr bei Fuß, Bajonett auf. Und zwischen diesen beiden Soldaten auf und ab — mit raschen, verzweifelten, plumpen Schritten ging . . .

„Rustam Selmagitsch!“

Der Gorilla hörte es nicht einmal. Immer auf und ab — mit leidenschaftlichen, plumpen Schritten — und bei jedem zweiten Schritt ein tierisches Stöhnen. — Tap — tap — ein tierisches Stöhnen.

Er trug ein grobhärenes Sträflingsgewand — vielleicht weil seine eigenen Kleider gar zu elend gewesen waren — und mir schien, er trug auch keine Wäsche. Der Fes war ihm vom Kopf geglitten, nun sah man den ganzen glattrasierten Schädel. Die Ohren standen breit ab, auch die Augen hatten etwas Affenhaftes — man sah das Weiße rund um die Pupille. Er hatte die Oberlippe schmerzhaft aufgezogen und bleckte die Zähne — und hatte die Brauen hochgezogen und ging immer auf und ab, von einem Soldaten zum anderen, mit plumpen, leidenschaftlichen Schritten, und bei jedem zweiten Schritte das Seheul.

Der Hals war frei in der Sträflingsjade, ich sah es schauernd.

Wenn der Mann hätte ausbrechen wollen — zum Teufel, es wäre ihm gelungen; denn der Soldat an der Tür stand nicht, der hing angekrampft an seiner langen Büchse.

Was der Hadji mit dem armen Sünder sprach, weiß ich nicht. Zuletzt stolperte ich die Stufen hinab auf den Hof, und hinter mir war bei jedem zweiten Schritt das Heulen.

Da redete mich einer an — mit einer Stimme, in der Lust war, Reid und Begierde.

„Sie waren bei ihm? Sie haben dürfen? Oh, ich sitze unter dem Fenster. . .“

Der Gymnasialprofessor.

„Ist auch der andere da, der Serbe? Sie wissen doch schon, daß er begnadigt ist? Eben ist die Depesche gekommen. Begnadigt — nach dieser Nacht . . .“ — Der Professor schüttelte sich und seine Augen flackerten.

Der Hadji packte mich am Arm. Er schluchzte beinahe — und es war, als wäre er seit gestern älter geworden — fast wars ein Rallen:

„Effendim, Du mußt bei mir bleiben.“ Und mit erhobener Stimme: „Effendim, Du mußt bei mir bleiben. Ich hab's gelobt — bis zum letzten Augenblick will ich mit ihm sein.“

Der Gefängnischef verengte sich nach hinten zu — vor der schmalsten der hohen, grauen Mauern stand ein Zug Infanterie, Gewehr bei Fuß. Vier Schritte vor dem rechten Flügel ein beleibter Oberleutnant mit kaisergelber Feldbinde. Er hatte die Hand auf den Säbel gestützt, den Säbel vor sich und blickte zu Boden. Die Soldaten sahen mit Grausen und Neugier auf den Nichtsploß, auf den Scharfrichter und seine Gehilfen.

Der Nichtsploß war mehr als mannshoch, ein biereckiger, starker Wallen; oben abgesetzt, da stal ein Volgen. Vorn ein Schemel mit zwei Stufen und hinten eine kurze Leiter.

Der Scharfrichter musterte sein Bauwerk.

Der Scharfrichter war ein schlanker Mann, hellblond, mit grauen Augen. Wenn ich ihm auf der Straße begegnet wäre, ich hätte ihn für einen Prediger gehalten — denn er trug einen langen schwarzen Rock und schwarze Handschuhe.

An der anderen Wand die Zeugen. Ein Wächter drängte den Hadji und mich zu ihnen.

Alle standen schweigend oder flüsternd leise.
Nur der Professor rebete auf uns ein: auf mich — auf meinen Bruder, den Kreisarzt, der dienstlich mit dabei sein mußte — auf den Verteidiger Ruskams — den Hadji sah er nicht einmal.

Plötzlich kam ein Ereignis in die Spannung: die Herren vom Gericht. Mit affektiert ernstern Mienen.

Sie nahmen Aufstellung. Umständlich — man sah, es war ein verabredetes Arrangement: der Präsident — rechts und links seine Weisföhrer — und der Staatsanwalt zwei Schritte vor ihnen, dem Präsidenten zugetwendet.

Der Präsident nickte würdig, der Scharfrichter tat einen fragenden Blick und nickte wieder.

Dann zog der Präsident die Uhr, winkte, und zwei Wächter verschwand — quer über den Hof und ein paar Stufen empor.

Da schlug die Uhr stoben.
Und in dieser Minute schleppte man ihn herbor.

Man hatte ihm den Fes aufgesetzt, aber der Fes fiel herab und der kahle Schädel darunter wurde sichtbar; die Brauen waren aufgezogen, daß man das Weiße rund um die Pupille sah, und die Oberlippe schmerzhaft aufgetrimmt, daß die Zähne bleckten; die Wächter hatten ihn untergefaßt und seine Fäße blieben hinter ihm. Um die gekrümmte Gestalt schlotterte der härene Sträflingsrod.

Als ginge er noch immer in seiner Jelle auf und ab, mit plumpen, leidenschaftlichen Schritten — in diesem Takt, grade in diesem Takt kam das langgezogene Heulen.

Er kam von dort und der Scharfrichter nahte ihm von hier.
Und als er den Scharfrichter sah, weiß Gott, für wen er ihn hielt — da brach er sein Heulen ab und es wurde ein Wimmern daraus, und er streckte dem Scharfrichter beide Hände entgegen — beide Hände — wie einer, der da Rettung sucht. Der Scharfrichter band sie mit einer Rebschnur. Dann las der Präsident eine lange Schrift, las die kroatische Schrift mit einem häßlichen wienerischen Anklang.

.....
Als es vorbei war, kommandierte der Oberleutnant: „Zum Gebet!“ — Die Trommel wirbelte.
Und die Soldaten — hatten sie nicht gehört? Ein paar machten kehrt, ein paar rechts oder links um und andere blieben stehen wie erstarrt.

Mein Bruder tippte mir auf die Schulter.
„Komm“, sagte er, „zu dem Serben.“ — Ich verstand ihn nicht.
„Zu dem Begnadigten.“

Wir fanden ihn in einem kleinen Gelass, er kauerte auf der Pritsche. Als wir eintraten, fuhr er jäh zusammen.

„Was fürchtest Du Dich, Du Esel? Sei froh, Dir tut doch niemand was.“

Er starrte meinen Bruder an und wick bis an die Wand.
„Du kommst nach Senika, ins Zuchthaus. Komm her, ich will sehen, ob Du gesund bist.“

Da — als mein Bruder die Hand auf ihn legen wollte . . .
„Hör' mal, Du Esel — hör' doch, was ich Dir sage: ich tu Dir ja nichts.“

Und ein Wächter, der an der Tür stand, lachte, spuckte aus und sprach: „Er hod g'hört, daß der Fenster hier is und hod d' ganze Nacht net g'schlafa. Maant schier no' immer, ma werd eahn . . .“
Dazu eine Geste.

Mein Bruder untersuchte ihn oberflächlich, klopfte ihn auch überm Hemd ein wenig ab, dann ein Blick ins Gesicht.

„Kerl, Du hast ja einen Abzetz unterm Ohr. Eh — schade — den hätt' Dir der Fenster so schön ausgedrückt . . .“

Darauf der Wächter: „Recht hom S', Herr Doktor — verbeant hätt' ers scho.“ Und rätsonnierend: „Aber wieder — wann mas nennt: er hod eahn g'holden, der andre hod g'schlafa. Nur natürl' — zwölf Stund bevor homs is dem ornem Zeiwel net glogt: „Moring erschlogon mr Di“ — — wie mas bei uns hier sogt . . .“

.....
Als wir heimgingen, holte uns der Professor ein.

„Gab ich Ihnen zu viel gesagt — was? Eines der merkwürdigsten Schauspiele, die man erleben kann. Diese Geschwindigkeit, wie ihn die Knechte auf den Schemel hoben — und die schwarze Hand des Scharfrichters ausgebreitet auf seinem Gesicht — und dann wie der Scharfrichter ihm die Kiefer zuhielt mit der schwarzen Hand — und die Knechte ziehen unten an — und das konvulsivische Zittern am ganzen Leibe . . . Denken Sie sich: da vor ein paar Jahren sollte der Räuber Rikolitsch gehängt werden, und am Abend vorher bittet er um ein Paar Pantoffeln — Filzpantoffeln, aber ja recht große. Alle dachten: was will der Kerl mit den Filzpantoffeln? — und brachten sie ihm. Und am Morgen, als man ihn heranschleppte, da warf er einen und dann den anderen Pantoffel in die Luft und sagte: „Hoch . . .“ — Aber man darf es ja nicht wiederholen — es war eine Majestätsbeleidigung.“

Das Vogelei.

Von E. Schenling.

Bald nachdem die Vögel in ihre Heimat zurückgekehrt sind, erfolgt die Paarung. Das ist die frohe Zeit der Minne. Da wenden

die Männchen alle Kräfte an, um ein Weibchen zu erringen. Die Säger überbieten sich in ihren Leistungen, die Nichtsäger, wie die Raubbögel und Raben, führen vor den Augen der Weibchen wunderbare Werbungssflüge aus, die Hühnerbögel werden gar zu Tänzern, wie der Auerhahn, und die Wasservögel produzieren sich in allerlei Schwimmkünften. Haben sich dann die Paare gefunden, dann gehts an den Nestbau. Mit welcher Sorgfalt wird die Niststätte aus- gesucht und mit welchem Eifer das Material zur Kinderwiege herbeigetragen! Ist endlich nach tausendmaligem Hin- und Herfliegen, nach vielem Drücken und Pressen der Halme und Zweige mit der Brust das Nest zustande gekommen, dann ruht nach wenigen Tagen darin — das erste Ei. Denn der Vogel entwidelt sich, wie wir alle wissen, aus dem Ei, und zwar durch die Wärme, die die brütenden Eltern oder die brütende Mutter, gärende Pflanzenstoffe (wie bei den Großfußhühnern Neugineas) oder die Sonne diesen spenden.

Nach der Befruchtung tritt eines der Dotterkörperchen, die am Eiertod hängen, aus der Mitte der übrigen heraus, nimmt aus dem Dotter alle dem Blute zuzumendenden Stoffe auf, wird dadurch selbst zum Dotter und wächst bis zu dessen Größe heran, trennt sich so- dann und gelangt nun in den Eileiter, der während der Legezeit reichlich Eiweiß absondert. Beide, Dotter und Eiweiß, werden durch Zusammenschlingungen des Eileiters vorwärts bewegt, gelangen in die untere Scheide oder in die sogenannten Gebärmutter, nehmen hier die Ge- stalt an und erhalten die Eischalenhaut und die Kalkschale. Diese ist anfangs weichbreiig und klebrig, erhärtet aber rasch und vollendet den Aufbau des Eies.

Die Eischale ist aus einem Netz stark verästelter Fasern zu- sammengesüßt. Obwohl die Maschen dieses Netzes so dicht sind, daß sie ein Austreten dieses Einhaltes verhindern, sind sie doch nicht eng genug, einen Gasaustausch zwischen dem Inhalt des Eies und der umgebenden Luft unmöglich zu machen. Das war bereits dem vor zwei Jahrhunderten lebenden Veslinus bekannt, der von einem „Atmen“ des Eies sprach. Die Schale besteht aus kohlensaurem Kalk, zu dem noch einige andere Stoffe, wie phosphorhafter Kalk, Eisen und Schwefel in geringen Mengen treten. Die Un- ebenheiten, die die Schale vieler Vögel erkennen läßt, werden durch Ablagerungen gewisser Drüsen gebildet. Die Eier mancher Vogel- arten, namentlich gewisser Sumpfs- und Schwimmvögel, sind mit einer schwammigen Schicht überzogen, die den Zweck hat, den Fötus vor den Einflüssen raschen Temperaturwechsels zu schützen. Pollert erscheinende glatte Eier legen die Steißhühner. Wie die äußere Be- schaffenheit der Eischale verschieden ist, so auch deren Stärke. Die dicke Schale des Straußeneies beträgt 2 Millimeter, die des Hühner- eies 0,83 und die des Zaunfinkens 0,12 Millimeter. All- gemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Vögel Kalk aufnahmen, um die Schalenbildung zu fördern. Das ist ein Irrtum. Die Kalkaufnahme geschieht lediglich wegen der darin enthaltenen Quarzkörnchen, die den Vogelmaden bei der Verarbeitung der Nahrung unterflügen. Daß der Kalk zur Bildung der Eischale nicht beiträgt, ist bewiesen durch jenes Kanariens- weibchen, dem zwei Jahre lang ausschließlich Buchweizen und Grün- futter gereicht wurde, das auch nicht Gelegenheit hatte, Sand oder dergleichen aufzuspüren und doch während dieser Zeit 28 Eier mit normaler Schale legte.

Durch Zusammenziehung der Muskelfasern der Gebärmutter, wird das Ei, mit dem stumpfen Ende voran, gegen die Mündung der Scheide, in diese und die Kloake bewegt und dann ausgestoßen. Die Färbung der Schale findet auf dem Wege des Eies durch den Eileiter statt und zwar durch Farbstoffe, die in gewissen Zellen der Wandungen dieses Organs gebildet und der Schale aufgedrückt werden. So gleicht die Färbung des Eies einem lithographischen Druck, besonders der Chromolithographie mit mehreren Platten, wodurch die verschiedenen Farben nach- und übereinander auf- getragen werden. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme spricht der Umstand, daß die besonders charakteristischen, kleinen, runden, scharfbegrenzten Flecke des Rindrudeies leicht abwaschbar sind.

Im höchsten Grade überrascht die Buntheit einer Eiersammlung und doch sollen die in dem mannigfachsten Farbenspiel vorkommenden Färbungen und Zeichnungen nur auf zwei Farbentöne zurückgeführt werden können, auf einen grünen und einen braunen, die zuweilen als Flecke und Punkte so stark aufgetragen sind, daß sie schwarz erscheinen. Neuere Untersuchungen, die unter Zuhilfenahme der Spektralanalyse ausgeführt wurden, ergaben allerdings, daß sieben Farbstoffe vorkommen; neben jenen beiden nämlich ein braun- roter, ein feinschwarzer, ein machaltgrüner, ein unbestimmter blauer, schließlich ein blaugrüner, die scheinbar farblosen Eier enthalten einen weißen Farbstoff, der immer einen schwachen Farb- ton besitzt, bald bräunlich, bald grünlich, bald gelblich. Die Buntheit des Eies wird erst durch die sekundären Zeichnungen auf der Grundfärbung wie Punkte, Striche, Schnörkel, Flecken, Plättchen usw. hervorgerufen; sie verleiht dem Ei den nötigen Schmuck. Höhlenbrüter legen stets weiße Eier, die trotz ihrer hellen Farbe in den Dunkel stehenden Nesten doch nicht gesehen werden. Im Strauchwerk und im Gebüsch stehende Nester enthalten zumeist grünlich oder grünblau gefärbte Eier, und das Gelege boden- ständiger Nester harmonisiert in seiner Färbung mit dem Ader-, Wiesen- oder Waldboden, daß man eher ein Ei zertritt, als daß man es erblickt.

Wie in der Färbung sind die Eier in der Größe und Form ver- schieden. Erstere ist in der Regel dem Umfange des Körpers der Mutter insofern angemessen, als das Ei einen gewissen Gewichtsteil

des Körpers ausmacht, schwankt aber erheblich; denn es gibt Vögel, die verhältnismäßig sehr große, andere, die verhältnismäßig sehr kleine Eier legen. Die Gestalt weicht von der des Hühneries gewöhnlich nicht auffällig ab, geht jedoch bei einzelnen mehr in kreisförmige oder birnenförmige, bei anderen mehr ins runde, bei dritten mehr ins walzige über. Ebenso unterliegt die Zahl der Eier großen Schwankungen. Im allgemeinen legen kleine Vögel eine größere Zahl Eier, jedoch von geringerer Größe, während große Vögel weniger zahlreiche, aber größere Eier legen; indessen gibt es viele Ausnahmen von dieser Regel. Nur wenige Vögel, wie manche hochnordische Wasservögel und der sonderbare Kiwi Neuseelands, legen nur ein Ei, die großen Raubbögel meist 2, Tauben und Kolibris 2—3, die großen Sumpfvögel und Raben 4, die meisten Singvögel 6—10, die Meisen 8—12—20, Pfauen und Truthennen 10—15, Haushühner 40—50 Eier.

Ist das Gelege vollzählig, so beginnt das Brüten. Die Mutter bleibt auf dem Neste sitzen, angespornt durch einen gleichsam fieberhaften Zustand und spendet nun, entweder allein oder abwechselnd mit dem Männchen, dem im Ei eingebetteten Keime die Wärme ihrer Brust, macht sich, wie erwähnt, auch wohl die Sonnenstrahlen oder die durch Gärung faulender Pflanzenstoffe sich erzeugende Wärme nutzbar. Die Brutdauer ist bei den verschiedenen Arten natürlich verschieden; bei unseren heimischen Vögeln schwankt sie zwischen 12 und 36 Tagen. Kolibris brüten 10—12 Tage, Meisen und Säger 12—15, Tauben 17—19, Hühner 21, Enten und Gänse 28—29, Schwäne 35, Strauße 55—60 Tage.

Zur Bildung und Entwicklung des Keimes im Ei ist eine Wärme von 36—40 Grad Celsius Bedingung. Sie braucht nicht von der Brust des mütterlichen Vogels auszugehen, sondern kann mit gewissen Beschränkungen beliebig ersetzt werden. Plinius erzählt, daß Julia Augusta, des Liberius Gemahlin, in ihrem Busen Eier erbrütet habe, und die alten Ägypter wußten bereits vor Tausenden von Jahren, daß man die brütende Henne durch künstlich erzeugte, gleichmäßig unterhaltene Wärme ersetzen könne. 36 Grad Wärme und 21 Tage lang gleichmäßig unterhalten und in geeigneter Weise zur Einwirkung auf ein befruchtetes Hühnerie gebracht, liefern fast unfehlbar das Küchlein. Stoffwechsel, insbesondere Zutritt der Luft, ist zur Ausbildung des Keimes unerläßliche Bedingung: ein Ei, das keinen Sauerstoff aufnehmen kann, geht stets zugrunde. Nach dem Franzosen M. Genies zeigen Eier, die männliche Vögel enthalten, am spitzen Pol kleine Falten und Nuzeln, während die Eier, aus denen weibliche Vögel kommen, an beiden Enden glatt abgerundet sind.

Der Keim des jungen Vogels liegt im Eidotter, aus dem er sich unter Einwirkung der Brutwärme auch in wunderbarer Weise entwickelt, während ihm das Eiweiß zur Nahrung dient. Ist die Entwicklung beendet, so rißt das Junge mit Hilfe eines an der Spitze des Oberchnabels sitzenden zahnartigen Fortsatzes (Eizahn) die Eischale an und sprengt sie. Die Jungen kommen entweder fast nackt und blind aus dem Ei und werden von den Alten gefüttert, bis sie flügge sind, oder sie kriechen lebend und mit einem Flaum- oder weichen Dunenkleid aus, werden nicht geazt, sondern suchen sich ihre Nahrung selbst. Jene nennt man Nesthoder, diese Nestflüchter oder Pippel.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Ur-Berliner Humor. Von Hans Ostwald (Hans Wondy, Berlin). Eine Naturgeschichte des Berliner Humors von gestern und heute müßte erst noch geschrieben werden. Es würde da vor allem zu untersuchen sein, inwiefern das Stöckerlinertum für den Humor verantwortlich zeichnet, oder inwiefern er den Einflüssen der aus vielerlei Mischungen eingewandeter und einwandernder Bevölkerung unterworfen ist. Das eigentliche Wiederweertum blühte doch im Vormärz und während der Reaktionsperiode bis anfangs der sechziger Jahre. Dann setzt der Sieg des kapitalistischen Bürgertums ein. Nach dem deutsch-französischen Kriege, während der Zeit des Milliardenrausches, erlebt der Humor des partikularistischen Pfahlbürgerums gewissermaßen seine Wiedergeburt. Seit dem letzten Vierteljahrhundert jedoch, als dem Zeitalter brennender sozialer Kämpfe, unter denen Kunst und Literatur stark beeinflusst wurden, hat auch der Berliner Humor mancherlei Wandlungen durchgemacht. Wenn gegenwärtig das, was als Witz und Humor in Berliner Witzblättern zutage tritt, zumeist von aus den Donauländern Eingewanderten herkommt, so waren früher die Humoristen wirkliche Spreetöhner, Abstömmlinge alteingesessener Familien. Ihr Humor kann also als echt und ursprünglich angesehen werden. Ebenso verhält es sich mit den Künstlern jener Epoche. Was humoristische Schriftsteller und Zeichner damals befeuert, war wackeres Berlinerhum; und manches davon hat Ostwald zusammengetragen. Während er aber die für den Alt-Berliner Humor in Betracht kommenden Meister des Pinsels und Stifts fast vollständig durch Illustrationen vorkührt, hat er sich, was die Worthumoristen angeht, lediglich auf Adolf Glasbrenner (Wrennglas) zu beschränken vermeint. Gewiß, Glasbrenner war der vielseitigste und bedeutendste unter allen. Aber es waren doch auch noch andere da: Hermann Marggraff, Ernst Kossak z. B. und daneben

die Kladderadatsch-Humoristen. Immerhin kann man sich das Küchlein gefallen lassen. Die Schurren — auch einige neuerberlinische wurden dazwischen gemengt — sind erbaulich und die beigegebenen 53 Illustrationen sind auch gespassig. Wir lassen hier einige Proben jenes drastischen Humors von anno dazumal folgen:

„Wünschen Sie vielleicht zu Hause beglitten zu sind? Ich bin derjenige welcher.“

Ein Vater verbessert das Berlinisch seines Sohnes: „Heesen heest et nich; heesen heest et.“

Im Meyer Laden: „Aber lieber Mann, die große Knochenbeilage?“ — „Madameten, Beilage muß sind. Wenn erst de Dohren werd'n uf Bratwürste lösen, denn kriegen Sie lauter Fleisch, so lange aber müssen wir de Knochen ooch bezahlen.“

Beim Tanzen: „Doch nicht ohne Handschuhe?“ — „Ja wasche mir nachher schonst wieder.“

B.: „Beehste schon, heute haben se den Witzableiter von't Königsstädter Theater runtergenommen?“

A.: „Wiejo denn?“

B.: „Na, da schlägt doch nicht mehr in!“

Kutscher (einladend): „Herr Baron, fahren Sie mit, et fehlt bloß noch eene lumpigte Person.“

Ein kleiner Junge fragt im Grunewald seinen Vater: „Vater, hab'n Brombeeren ooch Beene?“ — „Aee, wie kommst'n dabruj?“ — „Na, denn hab' id'n Mistkeber jeessen.“

Richter: Zeuge Dürr, aus Ihren Akten geht hervor, daß Sie schon sehr oft vereidigt sind. Haben Sie denn auch immer richtig geschworen?“

Dürr: „Meerschenteels!“

Wer nur den lieben Gott läßt walten — un hat nicht,
Und hoffet auf ihn allezeit — un kriegt nicht,
Den muß er wunderbar erhalten — det kost' nicht.

Rätkel: „Wie kriecht man 'n Boom?“ „Man lacht sich 'n Ast un jrient'n an“ (jrienen hier im Wortspiel mit grünen). „Der derf nich in' Dierjarten.“ „Worum'n nich?“ „Er hat 'n Ast festohlen!“ (ist bucklig).

Ein anderes: „Welches ist der größte Automat in Berlin?“ „Das Polizeipräsidium! Wenn man oben 'ne Scheibe „einwirft“, kommt unten 'n Schußmann raus.“

Astronomisches.

Stürme auf der Sonne. Daß auf der Sonne, die sich ganz oder wenigstens in ihren gesamten äußeren Schichten in einem gasförmigen Zustand befindet, Bewegungen und Massenumlegungen mit einer für das menschliche Begrißvermögen unbvorstellbaren Gewalt vor sich gehen, ist so gut wie selbstverständlich und seit langem auch durch Beobachtung erwiesen. Erst durch die neuesten und feinsten Meßinstrumente aber ist es möglich geworden, die Schnelligkeit und Ausdehnung dieser Bewegungen genauer festzustellen. Einen wichtigen Fortschritt in dieser Richtung bedeutet eine überaus sorgfame Arbeit, die Dr. Slocum von der Herkessternwarte im „Astrophysikalischen Journal“ geleistet hat. Dieser Astronom hat im Verlauf der letzten sieben Jahre mit einem besonderen Instrument der berühmten Sternwarte im ganzen 3323 Protuberanzen photographiert, aufs sorgfältigste ausgemessen und in ihrem Wesen studiert. Daraus haben sich bedeutsame Schlüsse für die Beurteilung der Massenbewegungen auf der Sonne ergeben. Bei 1094 Protuberanzen verriet sich eine horizontale Strömung. Ihre mittlere Höhe wurde zu 30 000 Kilometern bestimmt. Im ganzen scheint die Massenbewegung in hohen Breiten nach dem Aequator, in mittleren Breiten nach den Polen der Sonne gerichtet zu sein, übrigens auf der nördlichen Sonnenhalbkugel stärker vor sich zu gehen. Eine besondere Stellung nehmen die Sonnentwollen ein, die zuweilen in enormer Höhe über der eigentlichen Oberfläche schweben. Ein solches Gebilde, das Dr. Slocum beobachtet hat, hatte eine Höhe von nicht weniger als 320 000 Kilometer und bewegte sich mit der unbegreiflichen Geschwindigkeit von 50 Kilometer in der Sekunde. Daß diese Wolke außerdem von ungeheurer Ausdehnung gewesen sein muß, ergibt sich allein aus der Tatsache, daß sie so genau wahrzunehmen war. Die Reise dieser Wolke erfolgte ohne Zweifel parallel zur Sonnenoberfläche. Dr. Slocum nimmt an, daß auf der Sonne ähnliche Windgesetze herrschen wie auf der Erde, nur daß die Stürme um ein Vielfaches heftiger sein müssen.